

## Rezensionen *Reviews*

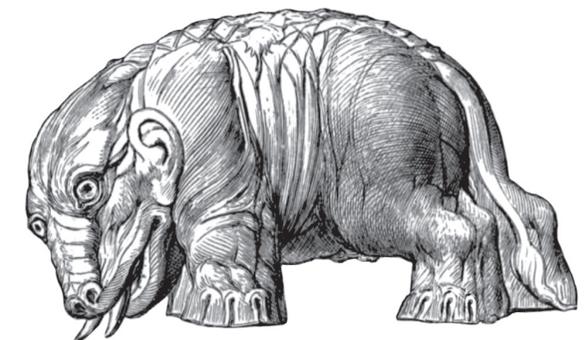
**Christina Altenstraßer / Gabriella Hauch (Hg.)**

***Geschlecht – Wissen – Geschichte. Innsbruck: StudienVerlag 2010.***

Was verbindet den ‚Hermaphroditen‘ M.W. aus dem 18. Jahrhundert mit dem im 19. Jahrhundert lebenden Professor für Maschinenbau, Franz Releaux? Welche Gemeinsamkeit weisen Menschen im gegenwärtigen Jemen mit der schweizerischen Historikerin Meta von Salis auf, die im 19. Jahrhundert ihre Dissertation an der Universität Zürich einreichte?

*Altenstraßer* und *Hauch* geben die Antwort auf diese Fragen in ihrem Editorial zum ersten Band der Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, welcher 2010 erschienen ist. Drei Wörter bilden nicht nur den Titel des Sammelbandes, sondern auch den roten Faden, an dem sich die Leser\_innen durch die Jahrhunderte und die unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen führen lassen können: Geschlecht – Wissen – Geschichte.

Die Vielfältigkeit der acht Artikel, welche die Korrelation von Wissen und Geschlecht widerspiegeln, werden von den Herausgeberinnen einerseits in eine zeitlich chronologische Ordnung gebracht und damit auf die Kategorie Geschichte bezogen. Andererseits kann auch der Kategorie Geschlecht im vorliegenden Sammelband eine systematisierende Funktion zugeschrieben werden. Demnach befassen sich die ersten beiden Artikel von *Maximilian Schochow* und *Paola Ferruta* mit dem Phänomen des ‚Hermaphroditen‘, *Tanja Paulitz* analysiert unterschiedliche Konzeptionen von Männlichkeit, *Karsten Uhl* und *Stefan Benedik* fragen nach der Funktion von Zuschreibungen vermeintlich weiblicher Eigenschaften und *Béatrice Ziegler/Silvia Bolliger* und *Franka Maubach* beschäftigen sich mit dem Verhältnis von wissenschaftlichem und politischem Wissen von und über Frauen. Der Kategorie Geschichte wird hingegen durch die chronologische Zusammenstellung der Aufsätze Rechnung getragen. So bildet *Maximilian Schochows* Text über die Entstehung der Zweigeschlechtlichkeit den Auftakt der Abhandlungen über die Problematisierungen von Wissen



und Geschlecht, da dieser den Fokus auf das 17., 18. und 19. Jahrhundert legt. Darauf folgen sechs verschiedene Analysen zum 19. und 20. Jahrhundert, um den Band mit der Dokumentation eines künstlerischen Experiments im gegenwärtigen Jemen zu beenden, in dem *Angelika Böck* die Frage von Wissen und Geschlecht auf jene von Imagination und Kulturspezifität lenkt.

Die Herausgeberinnen bieten in ihrer Einleitung einen guten Überblick über die verschiedenen Artikel der Zeitschrift und betrachten zugleich eingehend das Verhältnis der drei maßgeblichen Begriffe: Geschlecht, Wissen und Geschichte. Wissen über Geschlecht – welches ebenso durch Normen geschaffen wird, wie es diese selbst schafft – besäßen demnach nicht nur die einzelnen Individuen aufgrund ihrer (un-)angenehmen Erfahrungen mit geschlechtsspezifischen Kategorisierungen. Auch die wissenschaftlichen Disziplinen würden Vorstellungen und Wissen von Geschlecht produzieren und implizieren. Auf diese Weise lasse sich zwischen wissenschaftlichem und alltagsweltlichem Geschlechterwissen unterscheiden. Zugleich wird die Wechselwirkung zwischen Wissen und sozialen Praxen von den Herausgeberinnen hervorgehoben. Wissen fungiere oftmals als „Begründungsmuster, [das] historische, soziale, ökonomische und politische Praktiken legitimiert, objektiviert und aufrechterhält. Vice versa stabilisiert und reproduziert soziales Handeln [...] die verschiedenen Wissensformen. Wissen dient somit als sozial wirkmächtiges Ordnungsmuster“ (6), und das ebenso in wissenschaftlichen wie in alltagspraktischen Zusammenhängen. Auf welche Weise verschiedene Wissenschaften Wissen über Geschlecht produzieren und zugleich durch dieses bestimmt werden, ist eine zentrale Frage nahezu aller Artikel.

Geschichte als dritte Analysekatgorie sorgt einerseits für die große Variation des Sammelbandes, da das Verhältnis von Geschlecht und Wissen in unterschiedlichen Epochen, aber auch in unterschiedlichen Wissen(schaft)sbereichen untersucht wird. Andererseits verbindet der Begriff viele der Texte, wenn Geschichte als „Notwendigkeit [verstanden wird], Widersprüchlichkeiten und Ungleichzeitigkeiten in Vergangenheit und Gegenwart sichtbar zu machen“ (6). Somit rückt der Begriff der Geschichte nahe an den der Genealogie heran und verweist damit auf die Methode, derer sich viele Autor\_innen im Anschluss an Foucault bzw. Nietzsche bedienen.

*Maximilian Schochow* entwickelt eine Genealogie des Geschlechterbegriffs durch die Analyse des medizinischen Diskurses über ‚Hermaphroditen‘ im 17., 18. und 19. Jahrhundert. Dabei wird untersucht, inwiefern durch bestimmte medizinische Zu- und Eingriffe an scheinbar uneindeutigen Körpern das Verständnis von ‚sex‘ und das binäre Geschlechtermodell aktiv hergestellt wurden.

Während im 17. und 18. Jahrhundert die phänotypischen Geschlechtsmerkmale für die Bestimmung der Geschlechtszugehörigkeit ausschlaggebend gewesen seien, habe sich dies im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert geändert. Dieser Wandel war nach *Schochow* durch die Praktizierung chirurgischer Eingriffe an ‚Hermaphroditen‘ und veränderten Observationstechniken gekennzeichnet. Statt haptischer und visueller Untersuchungen sei nun durch Beobachtung, Befragung und Stimulation auf innere Geschlechtsorgane geschlossen worden, die wiederum auf eine bestimmte Funktion des phänotypischen Geschlechts hingewiesen hätten. Mittels der chirurgischen Eingriffe „unterstützte der Einschnitt nicht nur die Funktionsfähigkeit des im Körperinneren liegenden Organs, sondern stabilisierte seine vorgenommene Geschlechtszuordnung“ (28). *Schochow* zufolge wurde also durch chirurgische Praxen Wissen über die Binarität der Geschlechter generiert, indem nichtnormierte Körper durch die Chirurgie zu binär normierten gemacht wurden und immer noch werden. Umgekehrt stabilisiere und legitimiere das Wissen über die Binarität den ärztlichen Eingriff in die Körper.

Auch *Karsten Uhl* stützt sich auf Foucault, wobei er den Begriff der Gouvernementalität auf die arbeitswissenschaftlichen Diskurse zwischen 1900 und 1970 anwendet. Die Effizienzsteigerung der Arbeitskraft ist nach *Uhl* nicht vorwiegend und ausschließlich über Kontrolle und Disziplin hergestellt worden. Vielmehr sei bereits in der Weimarer Republik auf die besonderen Bedürfnisse v.a. der Arbeiterinnen abgestellt worden, um damit die Produktivität ihrer Arbeitskraft zu garantieren und zu optimieren. Die vermeintlich geschlechtsspezifischen Eigenschaften von Frauen wurden nach *Uhl* in den Arbeitswissenschaften als ein Argument für die Humanisierung industrieller Arbeitsplätze herangezogen. Demzufolge komme „der Kategorie Geschlecht eine [zentrale Bedeutung] für eine Geschichte des Wissens über die Humanisierung der Fabrikarbeit“ zu (94).

Neben der genealogischen Zugangsweise ergibt sich eine weitere Ähnlichkeit der unterschiedlichen Artikel durch den bewussten Bruch mit großen geschichtlichen Erzählungen, die nicht nur in den meisten Fällen eine Kausalität und Teleologie von Geschichte suggerieren, sondern auch der Diskontinuität und Vielfältigkeit von Wissen und Geschlecht nicht gerecht werden. So verwehrt sich zum Beispiel *Tanja Paulitz* einem simplifizierenden Interpretationsschema von männlicher Herrschaft über eine als weiblich verstandene Natur. Stattdessen stellt sie auf die Komplexität der Korrelation von Wissen, Geschlecht und Geschichte ab, welche anhand einer Analyse der im 19. Jahrhundert entstandenen Ingenieurwissenschaften darlegt wird. *Paulitz* kommt zu dem Schluss, dass „die

Ausformulierung der Profession des Maschinenbauingenieurs [...] von der Produktion zweier verschiedener Formen von Männlichkeit“ begleitet war (65). Releaux, ein Vertreter der frühen Technikwissenschaft, habe eine Konzeption der Maschine entworfen, die am Ideal einer exakten Erkenntnis orientiert gewesen sei. Dem entspräche die Konzeption des Ingenieurs als geschlechtsneutralem Erkenntnisobjekt, das streng von der Natur getrennt, deren Kräfte analysiert. Releaux Kontrahent Beck habe ein Gegenmodell zu diesem rationalistischen Konstrukt entwickelt, wobei für diesen die Maschine vor allem durch ihre Produktivität gekennzeichnet gewesen sei. Diese Neubestimmung der Maschine habe eine Maskulinisierung der Konzeption des Ingenieurs zur Folge gehabt, welcher sich „selbst als *die* produktive Instanz einer überzeitlich verstandenen Naturordnung setzt“ (82). Das Verhältnis von Wissen und Geschlecht habe sich demnach im Zuge der Professionalisierung der Ingenieurwissenschaften von einem rationalistischen hin zu einem maskulinistischen Modell verschoben. Auf diese Weise zeigt *Paulitz* auf, dass das Wissen über die Maschine ein Wissen über Geschlecht mit hervorgebracht hat (vgl. 86).

Auch *Stefan Benedik* bemüht sich um einen veränderten Blick auf scheinbar unzweifelhafte geschichtliche Fakten. Anhand der Beschäftigung mit zwei frauenrechtlichen und nationalen Vereinen im ‚deutschen Prag‘ zwischen 1914-1940 stellt er fest, dass die Etikettierung von Wissen als weiblich einer universalistischen Auffassung von Weiblichkeit entspringt, die entscheidende Differenzen leugnet. So seien die vielfältigen Themen, die in den Vereinen behandelt wurden, ebenso wenig auf das Adjektiv weiblich zu reduzieren, wie die Zuhörer- und Mitgliedschaft beider Vereine, da auch Männer aktiv in ihnen mitwirkten. Die Zuschreibung der Vereine als weiblich habe vielmehr dazu gedient, die Vereine als fernab der männlichen Norm, als abnorm zu kennzeichnen und damit abzuwerten (vgl. 126).

Mit dem Verhältnis von wissenschaftlich-professionellem und politisch-individuellem Geschlechterwissen beschäftigen sich *Franka Maubach* und *Béatrice Ziegler / Silvia Bolliger*. Letztere ermitteln anhand einer empirischen Studie, die methodisch einen Sonderstatus im Sammelband einnimmt, das Verhältnis zwischen dem Geschlecht von Promovendinnen und den Titeln ihrer Dissertationen, die zwischen 1875 und 2009 im historischen Fachbereich der Universität Zürich entstanden sind. Demnach weisen nur 27 Titel der 242 Arbeiten einen Bezug zum sozialen Geschlecht Frau auf. Der Grund für eine Häufung geschlechtsspezifischer Themen und Titel in den 80er und

frühen 90er Jahren des 20. Jahrhunderts erklären die Autorinnen durch den Einfluss der Neuen Frauenbewegung und damit durch das politische Wissen. Dieses sei weniger offensiv als unterschwellig in die historische Wissenschaftsdisziplin eingeflossen. Die Ursache für die Kluft zwischen politisch-praktischem und universitär-wissenschaftlichem Wissen sehen die Autorinnen u.a. in der fehlenden Institutionalisierung der Geschlechtergeschichte an der Universität Zürich.

*Franka Maubach* analysiert das Verhältnis von politischem und wissenschaftlichem Feminismus in den 80er und frühen 90er Jahren anhand des Historikerinnenstreits, der sich maßgeblich zwischen der amerikanischen Historikerin Claudia Koonz und ihrer deutschen Kollegin Gisela Bock über die Frage nach der Mitschuld deutscher Frauen am Nationalsozialismus und der Shoa entzündete. Dabei stelle diese Kontroverse das Ende der ‚formativen Phase‘ der historischen Frauenforschung dar, in der feministische Praxis und Theorie noch enger aufeinander bezogen gewesen seien. Zwar müsse die Erzählung von einer anfänglichen Identität dieser beiden Formen des Geschlechterwissens als zu vereinfachend abgelehnt werden, dennoch ist die enge biografische Verknüpfung von feministischer Praxis und Theorie gerade für die Anfangsphase der Frauenbewegung charakteristisch, wie *Maubach* überzeugend darlegt. Die Diskussion, ob deutsche nicht-verfolgte Frauen Täterinnen oder Opfer im Nationalsozialismus waren, verdeutliche nicht nur eine Ausdifferenzierung in der feministischen Forschung, sondern habe auch einer Fragmentierung in der politischen Frauenbewegung entsprochen. So löse sich „der ‚enge Nexus‘ zwischen Frauenbewegung und Frauenforschung [...]: Die Wahrnehmung von Differenzen – differenter Ansichten wie differenzierter Forschungsergebnisse – hat die ehemals konsensuale Wissensformation pluralisiert“ (196). Dennoch betont *Maubach*, dass die Auseinandersetzung mit dem eigenen persönlichen Geschlechterwissen diese Ausdifferenzierung zu erheblichem Teil selbst motiviert hat. So bleiben wissenschaftliches und lebensweltliches Geschlechterwissen trotz ihrer Ausdifferenzierung in der feministischen Bewegung in einem ständigen Wechselverhältnis.

Auch wenn durch die verschiedenen Artikel eine große Vielfalt an analysierten Diskursen und historischen Zeitpunkten hergestellt wird, machen alle Texte deutlich, dass Wissen über Geschlecht ebenso durch wissenschaftliche Diskurse produziert wird, wie es selbst von diesen durchdrungen ist. Wenn sich die Mehrzahl der Autor\_innen mit der genealogischen Methode dem Thema Wissen und Geschlecht nähern, dann schlagen sie vielleicht dem scheinbar unauflösbaren Widerspruch ein Schnippchen, welcher der Thematisierung von Geschlechterwissen stets anhaftet: „Frauen- und Ge-

schlechterforschung [bezieht sich] auf unmögliche, aber unverzichtbare epistemische Referenzsubjekte [...]: Frauen und Männer“ (8). Indem die Autor\_innen darlegen, wie Wissen über Geschlecht Frauen- und Männer(bilder) im Laufe der Geschichte auf unterschiedliche Weise konstruierte, scheint darin die Hoffnung jeder genealogischen Arbeit auf, dass unser gegenwärtiges Wissen über Geschlecht ebenso im Werden und damit potenziell veränderbar ist, wie es das in der Vergangenheit war.

### Hannah Holme

**Kenneth B. Moss:**  
***Jewish Renaissance in the Russian Revolution.***  
**Cambridge / London: Harvard University Press 2009.**

**Tony Michels:**  
***A Fire in Their Hearts. Yiddish Socialists in New York.***  
**Cambridge / London: Harvard University Press 2005.**

Considering Kenneth Moss' and Tony Michels' work and keeping in mind questions of 'contested orders' might be of interest for those researching on diverging (Jewish) culturist and nationalist concepts. Both authors deal with ideas, identifications, social location and commonalities that 'got lost' on the way; that are not 'relevant' any more [1]. This is to say that the two books converge both in their historiographical approaches, and in retracing the process to negotiate what is to be *yidische kultur* ('Yiddish' and 'Jewish' culture). They differ in place, but not in social (self-) location. Furthermore, apart from exclusive, collectivist notions of cultures, ethnicities and identities, Moss and Michels deal with more ambiguous and less constraining self-understandings, as these terms imply [2].

Both books show, that there were different visions of and shared assumptions about *naye yidische kultur* (new Jewish culture) among Jews that took part in the Russian Revolution. What Kenneth Moss calls the 'Jewish cultural project' was controversial from its beginnings under czarist rule, and

[1] For a focus on 'the roads not taken' in Jewish nationalist and political ideas see also Pianko, N. (2010) *Zionism & The Roads Not Taken*. Rawidowicz, Kaplan, Cohn. Bloomington, Indianapolis.

[2] Brubaker, R. (2006) *Ethnicity without groups*. Cambridge/ London.